

Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 81 (2004)

Artikel: Freiburg als Sitz eines internationalen ostkirchen-Hilfswerk : Der westfälische Graf, der Freiburger Landpfarrer, der österreichische Sekretär
Autor: Baumer, Iso
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-391884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIBURG ALS SITZ EINES INTERNATIONALEN OSTKIRCHEN-HILFSWERKS

Der westfälische Graf, der Freiburger Landpfarrer,
der österreichische Sekretär

ISO BAUMER

Die Gründungsidee

Als 1921 in Wien ein «Ukrainisches Religionskomitee» gegründet wurde, war Freiburg noch in weiter Ferne¹. Der Gründungsort war höchst geeignet für die Ziele, die sich die kleine Gruppe ostkirchlich interessierter Gründer gesetzt hatte:

1. eine Buchdruckerei und einen Verlag gründen für den Druck und den Vertrieb katholischer Bücher in ukrainischer Sprache: Gebetbücher, Katechismen usw.;
2. eine Zeitschrift ins Leben rufen, welche die Idee der Wiedervereinigung in der Bevölkerung der Gross-Ukraine verbreiten könnte;
3. ein Seminar für die ukrainischen katholischen Priester gründen.

Punkt 2 zeigt die Stossrichtung an: Diese Gruppe will mithelfen, die zum grössten Teil orthodoxe Ukraine der katholischen Kirche zuzuführen. Damit ordnet sie sich fugenlos in die seit Jahrhunderten in der römischen Kirche übliche Methode des Uniatismus ein, die sich schleichend seit den Kreuzzügen entwickelt hatte und 1993 als Ergebnis jahrelanger Gespräche zwischen der römischen

¹ Neufassung eines frei gehaltenen Vortrags vor dem Deutschen Geschichtsforschenden Verein des Kantons Freiburg am 18. November 2003. – Vortrag und schriftliche Fassung beruhen auf der umfangreichen Darstellung in ISO BAUMER, *Von der Unio zur Communio. 75 Jahre Catholica Unio Internationalis*, Freiburg 2002 (= Ökumenische Beihefte zur Freiburger Zeitschrift für Theologie und Philosophie, 41).

und der orthodoxen Kirche als Methode und Modell verurteilt wurde².

Österreich war wirklich der gegebene Ort für ostkirchliche Bestrebungen, da dieses Land – bis 1918 österreichisch-ungarisches Kaiser- und Königreich – jahrhundertlang Beziehungen zu den katholischen und orthodoxen Ostkirchen gepflegt hatte³. Noch heute kann man in Wien sämtlichen existierenden Ostkirchen begegnen⁴, darunter auch der ukrainisch-katholischen St. Barbara-Kirche, mit der die ersten Schritte der später so genannten *Catholica Unio* verknüpft waren⁵.

Die Ereignisse des Ersten Weltkrieges und die kommunistische Revolution in Russland hatten Österreich und Wien direkt betroffen: Nicht nur war das Land unter den Verlierermächten – das Kaiserreich zerfiel, und zurück blieb ein Rumpfstaat quer durch Mitteleuropa, von Wien bis zum Vorarlberg –, sondern es strömten auch Flüchtlinge in grossen Massen, die nach Westeuropa und Amerika strebten, aus dem kommunistischen Machtbereich über Wien herein. Hilfe war durchaus angezeigt, aber sie wurde sehr rasch auch geistig-religiös interpretiert: Die katastrophale Lage, in die die russische und mit ihr die ukrainische orthodoxe Kirche geraten waren, wurde als göttlicher Fingerzeig für die Aufnahme von Bekehrungs-(Proselytismus-)Bemühungen verstanden. Das wurde von vielen Orthodoxen als schnöde Ausbeutung einer Notsituation zugunsten der Machterweiterung der römischen Kirche verstanden (und das war es auch).

² Comité mixte catholique-orthodoxe en France (Hg.), *Catholiques et orthodoxes: Les enjeux de l'uniatisme. Dans le sillage de Balamand*, Paris 2004. – Balamand ist ein Kloster im Libanon, wo 1993 die entsprechenden Vereinbarungen unterzeichnet wurden, die aber nur empfehlenden und nicht zwingenden Charakter für die Kirchen haben.

³ Michael LEHMANN, *Österreich und der christliche Osten. Begegnungen in Gegenwart und Vergangenheit*, Wien 1969 (= Veröffentlichungen des kirchenhistorischen Instituts der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien, 11).

⁴ Christian GASTGEBER / Franz GSCHWANDTNER, *Die Ostkirchen in Wien*, Graz 2004.

⁵ A. G. WELYKYJ OSBM, «Ukrainisches Religionskomitee». Zur Geschichte der «Catholica Unio», in: *Analecta OSBM III* (1958), S. 125–147. OSBM = Ordo Sancti Basilii Magni oder Basilianer-Orden vom Hl. Josaphat.

Der Start des kleinen Komitees war mühselig, obwohl von Anfang an die höchsten kirchlichen Stellen eingebunden wurden, vom Wiener Kardinal bis zur römischen Kurie, sogar mit persönlichen Audienzen beim Papst. Zu den Anfangsschwierigkeiten trug auch die schlechte wirtschaftliche Lage Österreichs bei. Die Mitglieder des Komitees waren zudem nicht alle von den selbstlosesten Ideen erfüllt, mindestens einen finanziellen Abenteurer hatte es dabei, einen pensionierten General, der den entstehenden Verein unermesslich betrog. Überdies hatte man gleich gemerkt, dass die Basis für die Wiedervereinigungsbestrebungen etwas schmal war: Andere Ostländer sollten mit einbezogen werden. Das war auch der Grund, warum der Name 1924 in *Catholica Unio* abgeändert wurde, eine Bezeichnung, die keine regionale Beschränkung mehr enthielt. Als päpstlich approbiertes Werk wurde die *Catholica Unio* der Kongregation für die Ostkirchen unterstellt⁶.

Diese Aufgabenerweiterung erheischte noch mehr Finanzen und noch mehr Organisation. Auf der Suche nach Geld reiste der Gründer, der westfälische Graf Augustin (Wilhelm) von Galen OSB, mehrfach in die Vereinigten Staaten, um dort durch Vortrags- und Predigtreisen und Publikationen zu Geld zu kommen. Ein ihm höchst ungnädig gesinnter mächtiger Mann in der römischen Kongregation für die Ostkirchen, der französische Jesuiten-Bischof Michel d'Herbigny, warf P. von Galen Prügel zwischen die Beine und erreichte es, dass die vielversprechenden Anfänge des

⁶ Dem Internet (www.vatican.va) ist darüber Folgendes zu entnehmen: «Die Kongregation für die Orientalischen Kirchen ging aus der Sektion *Pro Negotiis Ritus Orientalis* hervor, die Papst Pius IX. am 6. Januar 1862 in der *S. Congregatio de Propaganda Fide* mit der Apostolischen Konstitution *Romani Pontifices* errichtet hatte. Papst Benedikt XV. machte sie am 1. Mai 1917 mit dem Motuproprio *Dei Providentis* zu einer selbständigen Behörde, die den Namen *S. Congregatio pro Ecclesia Orientali* (Hl. Kongregation für die Orientalische Kirche) trug. Papst Paul VI. gab ihr am 15. August 1967 mit der Apostolischen Konstitution *Regimini Ecclesiae Universae* den Namen *Congregatio pro Ecclesiis Orientalibus* (Kongregation für die Orientalischen Kirchen). Diese Behörde hat vom Heiligen Vater den institutionellen Auftrag erhalten, die Verbindung mit den katholischen, orientalischen Kirchen zu suchen, um deren Wachstum zu fördern und deren Rechte zu sichern sowie – neben dem liturgischen, disziplinarischen und geistlichen Erbe der lateinischen Kirche – auch das Erbe der verschiedenen orientalischen christlichen Traditionen lebendig und vollständig zu erhalten.»

Werkes in den USA von einem viel geringeren Werk aufgesogen wurden; P. von Galen wurde aus den USA richtiggehend verjagt⁷.

Verlegung nach Freiburg im Jahre 1927

Die Verlegung des Sitzes des neu gegründeten Werkes nach Freiburg in der Schweiz schon sechs Jahre nach Arbeitsbeginn hatte mehrere Gründe, der Hauptgrund aber war der vielfach geäußerte Verdacht, hinter dem Unternehmen stecke eine politische Absicht, nämlich Österreich wolle nach dem Verlust der West-Ukraine (Galizien), die von 1772 (erste Teilung Polens) bis 1918 zu Österreich gehört hatte, diese wieder schleichend zurückerobern. P. Augustin von Galen, wenngleich westfälischer Herkunft, war auch österreichischer Bürger geworden und im Ersten Weltkrieg als k. & k. Feldkurat eingeteilt gewesen. Ausserdem war er mit dem österreichischen Kaiserhaus freundschaftlich eng verbunden, und als westfälischem Grafen standen ihm alle Adelshäuser der ganzen Welt offen. Diese Gerüchte waren bis Rom gedrungen, wo vor allem der polnische Gesandte beim Vatikan gegen ihn intrigierte.

Der zweite Grund war der offensichtliche Mangel an wirtschaftlichen und organisatorischen Fähigkeiten bei P. Augustin von Galen. Er war persönlich ganz selbstlos, aber völlig weltfremd. Seine mehrfachen Aufenthalte in den USA liessen das eben begonnene Werk in Europa fast absterben. Er reiste zwar auch dort in mehreren Ländern umher, sprach bei den Bischöfen vor und gründete Komitees, bestehend aus hohen geistlichen, adeligen oder wenigstens grossbürgerlichen Damen und Herren (Diplomaten usw.). Doch waren diese ohne stramme Führung auch nicht gerade regsam, sodass alle Versuche rasch wieder einschlugen.

⁷ BAUMER (wie Anm. 1) widmet diesen Ereignissen eine ausführliche Darstellung. Es wäre sehr zu wünschen, dass sie durch eine amerikanische Untersuchung aus der Sicht des später mächtig angewachsenen und finanziell potenten Werkes CNEWA (Catholic Near East Welfare Association) ergänzt und gegebenenfalls korrigiert würde.

Der dritte Grund war der sprunghafte und unruhige Charakter von P. Augustin von Galen. Schon in seinem Herkunftskloster Emaus in Prag hatte er wenig von benediktinischer *Stabilitas loci* (Beständigkeit des Ortes) an sich, er schrieb in volkstümlichen Blättchen, predigte, redete, reiste, gründete und verliess alles so rasch, wie er es aufgebaut hatte. Man musste ihm einen tatkräftigen Chef vorsetzen, und das konnte bei seinem Rang nur ein Bischof sein, und eben in einem politisch neutralen Land. P. von Galen hatte immer mit dem Gedanken geliebäugelt, das Sekretariat in Rom einzurichten; die Nähe zum Vatikan schien ihm für ein gedeihliches Fortkommen nützlich. Doch kam es nicht dazu; Freiburg in der Schweiz wurde Rom vorgezogen.

Freiburg, die christliche Republik

Freiburg in der Schweiz genoss in kirchlichen Kreisen einen guten Ruf. Es hatte eine stabile katholisch-konservative Regierung (nachdem im 19. Jahrhundert eine Zeitlang die Radikalen regiert hatten) mit autoritären Zügen, ein an kurzer Leine geführtes Volk, das wenig zu sagen hatte, umso mehr die Notablen und vornehmen Familien. Seit 1889 hatte die Universität der Stadt und dem Kanton zu internationalem Ruf verholfen⁸. Das Schul- und Sozialwesen war fest in den Händen von Staat und Kirche und gedieh trefflich. Verkehr, Wirtschaft, Dienstleistungen nahmen erst nach 1950 einen bemerkenswerten Aufschwung; bis dahin galt der Kanton als arm und rückständig.

⁸ Albert BÜCHI, *Gründung und Anfänge der Universität Freiburg i. Ü. Erinnerungen und Dokumente*. Im Auftrag von Beatrix Müller-Büchi aus dem Nachlass herausgegeben von ISO BAUMER-MÜLLER, Freiburg 1987; Dominique BARTHÉLÉMY, *Idéologie et Fondation*, Freiburg 1991 (= *Études et Documents sur l'histoire de l'Université de Fribourg/Suisse*, *Études*, 1); DERS., *Sur la préparation et les vingt-cinq premières années; Correspondance Schorderet-Python*, Freiburg 1991 (= *Études et Documents sur l'histoire de l'Université de Fribourg/Suisse*, *Documents*, 1); *Geschichte der Universität Freiburg Schweiz 1889–1989. Institutionen, Lehre und Forschungsbereiche*, hg. von einer Professoren-Kommission geleitet von Roland RUFFIEUX und dem Rektorat der Universität, 3 Bde., Freiburg 1991.

Zwei tatkräftige Staatsräte prägten die Epoche, von der hier vornehmlich die Rede ist: Georges Python von 1886 bis 1927 und Joseph Piller von 1932 bis 1946. Eine imponierende Bischofsgestalt begleitete diese Zeit für die *Catholica Unio*: Marius Besson, Bischof von 1920 bis 1945. Es ist hier nicht der Ort, ihre Verdienste um Staat und Kirche zu skizzieren⁹.

Freiburg war seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zudem Sitz zahlreicher katholischer internationaler Vereinigungen oder Veranstaltungen: des sozialpolitischen Studienzirkels «Union de Freiburg» (1885–1890), des ersten Eucharistischen Weltkongresses (1885), des christlichsozialen Weltkongresses¹⁰, der Pax Romana (Internationaler Verband der katholischen Studenten, in Anfängen ab 1887, gegründet 1921)¹¹, des Schweizerischen Studentenvereins (gegründet 1841, erstes Zentralfest in Freiburg 1858 und von da an immer im Jahr mit der Endzahl 8, also für die Zeit, die uns hier betrifft, 1928, 1938, 1948, aber auch 1940)¹². 1917 wurde die KIPA (Katholische Internationale Presse-Agentur) in Freiburg eröffnet; 1941 begann Abbé François Charrière (der künftige Bischof) den französischsprachigen Dienst¹³. Von den zehn schweizerischen Katholikentagen 1903–1954 fanden vier in Freiburg statt (1906,

⁹ Ich verweise auf die einschlägigen Artikel im Historischen Lexikon der Schweiz, wie sie in den vorliegenden Bänden oder über Internet zugänglich sind (Stichwörter Besson, Charrière, Freiburg [Kanton] usw.), sowie auf die in Anm. 8 erwähnten Bücher und auf Urs ALTERMATT, *Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto. Die Entstehungsgeschichte der nationalen Volksorganisationen im Schweizer Katholizismus 1848–1919*, 3. Aufl., Freiburg 1995.

¹⁰ Vgl. ALTERMATT (wie Anm. 9), S. 93f.

¹¹ Guillaume DE WECK, *Histoire de la Confédération internationale des étudiants catholiques Pax Romana (1887–1921–1946)*, Freiburg 1946; Urs ALTERMATT / Ramon SUGRANYES DE FRANCH, *Pax Romana 1921–1981. Gründung und Entwicklung*, Freiburg 1981. Auf der Foto des Gründungskongresses 1921 (gegenüber dem Titelblatt) findet sich in der 2. Reihe als 4. von rechts P. Dr. Augustin von Galen!

¹² Urs ALTERMATT, «Den Riesenkampf mit dieser Zeit zu wagen ...». *Schweizerischer Studentenverein 1841–1991*, Luzern 1993.

¹³ *Niemand ist eine Insel – Au-delà des chapelles. Kirche, Religion und Gesellschaft im Zeitalter der globalen Kommunikation – Eglise, religion et société à l'ère de la communication globale* (gemäss Vorsatzblatt eine Schrift für «80 Jahre KIPA 1917–1997»), hg. KIPA, Freiburg 1997.

1921, 1935, 1954)¹⁴. Die katholische Prägung Freiburgs war also zu jener Zeit international bekannt.

Die Gründerpersönlichkeit und der neue Chef

Wer war dieser Mann voll Initiative und Schwung und wenig Durchsetzungsvermögen, der mit einem «Ukrainischen Religionskomitee» anfang und die 1924 umgetaufte *Catholica Unio* bis zu seinem Tod 1949 führte, und zwar ab 1927 in Freiburg im Üchtland¹⁵?

Wilhelm (so lautete sein Taufname) von Galen wurde am 14. Dezember 1870 in eine kinderreiche Familie hineingeboren, die zwei Ordensfrauen und zwei Priester zählen sollte. Das katholische Westfalen gehörte damals zu Preussen und hatte besonders unter den preussischen Schikanen im Zusammenhang mit dem Kulturkampf zu leiden; in der Bevölkerung und gerade auch in den altingesessenen Familien erwuchs daraus eine besondere Kirchen- und Papsttreue. Die Hochstilisierung des Papstes, wie sie in den Dogmen des Ersten Vatikanischen Konzils gipfelte, und die damit verbundene treukatholische Haltung in sozialen, wirtschaftlichen und politischen, aber auch moralischen Fragen war ja zunächst gar kein von oben herab verordnetes Phänomen, sondern eine Massenbewegung von unten. Wilhelm von Galen genoss die beste Ausbildung durch Privatunterricht und Gymnasialstudien, unter anderem bei den Jesuiten in Feldkirch; er konnte sich auch ein Jahr Englandaufenthalt mit Sprachstudien und Reitjagden leisten. Dann

¹⁴ Armin IMSTEPF, *Die schweizerischen Katholikentage 1903–1954. Geschichte, Organisation, Programmatik und Sozialstruktur*, Freiburg 1987 (= Religion, Geschichte, Gesellschaft in der Schweiz, Bd. 1). Darin auch ein eigenes Kapitel über die Beziehungen der Katholikentage zur Universität Freiburg. Albert Büchi war zusammen mit Josef Beck der einzige, der zeit seines Lebens keinen einzigen Katholikentag ausgelassen hat.

¹⁵ Ausser dem in Anm. 1 genannten Grundlagenwerk folge ich hier der biografischen Skizze, die ich aufgrund von Angaben aus dem Familienkreis der Grafen von Galen zusammengestellt habe, in: *Der christliche Osten* 59 (2004), H. 1, S. 51–55.

studierte er Rechtswissenschaft, eine Zeitlang auch schon in Freiburg i. Ü.; in Leipzig schloss er mit dem Doctor juris ab. Von klein auf hatte er den Spitznamen «Abt»; für seine Geschwister und Eltern dennoch recht überraschend, beschloss der weltgewandte und lebenslustige Gerichtsreferendar, ins Benediktinerkloster Emaus bei Prag einzutreten.

Wie bei Prinz Max von Sachsen, der auch als Dr. jur. sein Theologiestudium anfang, war man damals der Meinung, die voraufgegangenen Studien und vor allem die adlige Herkunft erlaube eine Verkürzung des Theologiestudiums; das war eine Fehlkalkulation bei beiden. Sie würden diese Lücken nie mehr aufholen können. Prinz Max wird sich auf das Studium der Ostkirchen stürzen¹⁶, und P. Augustin (so sein Klostername) auf das Apostolat, zuerst in der Presse, dann in der Caritas, schliesslich in den Unionsbestrebungen. Die beiden werden sich freundlich in Freiburg begegnen, aber nicht eine besonders enge Beziehung pflegen.

P. von Galen war Feldkurat in Reserve, also nie an der Front (während Prinz Max den Krieg hautnah erlebte). Nach dem Krieg setzte er seine Auslandsreisen fort, unter anderem mit einem riesigen Eisenbahnzug voller österreichischer kriegsgeschädigter Kinder zu einem Erholungsaufenthalt in Holland. Die Gründung seines «Ukrainischen Religionskomitees» brachte ihn in die Nähe der Unionstendenzen, die damals die ganze katholische Kirche durchzogen. Sie entstammten einesteils dem berechtigten Wunsch, den Willen Christi, «dass alle eins seien», zu erfüllen, andernteils einem Machtdenken, das die Grenzen der römischen Kirche immer weiter ausdehnen wollte; besonders fragwürdig waren die Methoden, die dabei – bewusst oder unbewusst – angewandt wurden. Schon 1930 gab es über zehn kirchliche Werke, die sich in irgendeiner Weise der Union mit den Ostkirchen widmeten; und verschiedene Orden gaben sich dieser Aufgabe von ihren Niederlassungen und Missionen im Orient aus mit Inbrunst hin. Diese Werke standen sich teilweise auch gegenseitig im Weg, und die Abgrenzungen waren nicht immer leicht zu ziehen. Die römische Kongregation

¹⁶ Siehe meine drei Bände über Max von Sachsen im Universitätsverlag Freiburg Schweiz 1990, 1992 und 1996.

für die Ostkirche suchte zu koordinieren und zu subordinieren, denn der Heilige Stuhl hatte sehr direkt Bedarf nach finanzieller Unterstützung für seine Aufgaben in diesem Bereich.

P. von Galen hatte in Rom, wie erwähnt, einen eingeschworenen Feind, den Jesuitenpater und späteren Bischof Michel d'Herbigny (1880–1957)¹⁷. Dieser war intellektuell, organisatorisch und gesellschaftlich begabt und verstand es, sich in der Ostkirchenkongregation eine unangefochtene Stellung zu verschaffen als Präsident der Kommission «Pro Russia». Als solcher unternahm er zu Beginn der Sowjetzeit mehrere bewilligte, aber auch geheime Reisen nach Russland, um dort den Bestand der Kirche (am liebsten eine Kirche des byzantinischen Ritus) einzurichten, wozu auch geheime Bischofsweihen gehörten, obwohl er das in gedruckten Texten in Buchform glattweg abstritt, was aber heute aktenkundig ist. Er hatte direkten und zeitlich unbeschränkten Zugang zum Papst und beeinflusste ihn stark. Doch schuf er sich auch viele Feinde, besonders beim polnischen Episkopat, der – wie auch die Regierung – die Einrichtung von byzantinischen Priesterseminarien an der polnischen Grenze zu Russland zwecks baldmöglichster «Missionierung» nicht dulden mochte und darum in Rom Einspruch erhob. D'Herbigny sollte schon zum Kardinal erhoben werden, doch konnte man den Papst dazu bewegen, es bei der Ernennung zum päpstlichen Thronassistenten bewenden zu lassen. Schon 1932 hatte Kardinal Hlond Vorbehalte gegenüber Michel d'Herbigny angebracht. Als die polnischen Bischöfe zu ihrem Ad-limina-Besuch 1933 nach Rom unterwegs waren, meldeten sie in den Vatikan, sie würden nicht antreten, wenn man nicht vorher Michel d'Herbigny aus Rom entferne. Das schlug ein, d'Herbigny wurde unter dem Vorwand von Darmkrebs (es war aber nur eine schon längst geplante Hämorrhoiden-Operation fällig) entfernt und aller Ämter enthoben. Das war umso leichter möglich, als der Jesuitengeneral Wladimir Ledóchowski (1866–1942) auch Pole war; er hätte gerne seinen Ordensuntergebenen früher zurechtgewiesen,

¹⁷ Léon TRETJAKEWITSCH, *Bishop Michel d'Herbigny SJ and Russia. A Pre-Ecumenical Approach to Christian Unity*, Würzburg 1990 (= Das östliche Christentum, N. F., Bd. 39).

doch dank des IV. Gelübdes der Jesuiten war er seiner Befehlsgewalt entzogen und direkt dem Papst unterstellt. 1937, anlässlich eines Besuchs des päpstlichen Legaten, des Kardinalstaatssekretärs Eugenio Pacelli, in Lisieux, wo d'Herbigny auch weilte (er hoffte inständig, mit Pacelli persönlich zusammentreffen zu können), wurde ihm der ungnädige Bescheid gegeben, er habe aus Lisieux zu verschwinden und sich unverzüglich in einer Jesuitenniederlassung jeder Arbeit in der Öffentlichkeit zu enthalten; er dürfe keine bischöflichen Insignien mehr tragen, nur mehr stille Messen lesen und Privatkorrespondenz pflegen. Noch zwanzig Jahre lang unterzog er sich dieser demütigenden Behandlung und starb still und vergessen. «Der Mohr hat seine Pflicht getan, der Mohr kann gehen.» Solange er in Rom etwas zu sagen hatte, band er die Initiativen Pater Augustins von Galen zurück und veranlasste, dass alle diesem in Privataudienzen gegebenen Versprechungen des Papstes nicht zur Ausführung kamen; diesbezüglich zog die ganze Kongregation am gleichen Strick.

P. Augustin litt natürlich unter dem Widerstand aus Rom, doch wäre ihm nie ein Wort der Klage über die Lippen gekommen; nur in der Familie erinnert man sich noch an die üble Behandlung, die ihm in den USA zuteil geworden war, und dass er überhaupt oft unter seinen kirchlichen Obern zu leiden hatte¹⁸. Papst- und Kirchentreue waren ihm fraglos fast militärisch anerzogene Tugenden. Darum konnte er auch sein Werk trotz aller Schwierigkeiten durch die schweren zwanziger und dreissiger Jahre samt dem Zweiten Weltkrieg durchziehen, ohne den einmal übernommenen Auftrag zurückzugeben.

Dass die *Catholica Unio* 1927 nach Freiburg verlegt wurde, hat ausser den genannten Gründen, die mit der Persönlichkeit von Galens und der politischen Nachkriegssituation nach 1918 zu tun haben, wohl auch noch mit dem damaligen Bischof von Freiburg zu tun, Marius Besson. Von protestantischem Vater und katholischer (italienischer) Mutter in Turin geboren, hatte Besson von klein an ein feines Gespür für die verschiedenen christlichen Kirchen und für die verschiedenen Mentalitäten. 1894 siedelte die

¹⁸ Frdl. Mitteilung von Dr. Brigitte Gräfin von Galen, Freiburg i. Ü.

Familie in die Schweiz über. Er nahm die theologischen und philosophischen Studien am Priesterseminar Freiburg auf. Er wurde ein anerkannter Geschichtsforscher (Dr. phil.) und Archäologe, Professor für Kirchengeschichte und Patristik sowie Geschichte des Mittelalters am Priesterseminar und an der Universität Freiburg, Herausgeber, Redaktor und Mitbegründer von wissenschaftlichen Zeitschriften.

Als Bischof Besson die *Catholica Unio* ans Herz gelegt wurde, folgte er dem Ruf gar nicht mit Begeisterung, er fühlte ihn als eine Belastung, doch nahm er sich der Aufgabe gewissenhaft an. Er wurde mit neuen Statuten Generalpräsident der internationalen Vereinigung, und P. Augustin von Galen Generalsekretär. Die Arbeiten konnten zum Teil in der bischöflichen Kanzlei besorgt werden, wo man auch die Buchhaltung betreute. P. Augustin unterhielt fleissig die Korrespondenz – er vertraute stark auf dieses Kommunikationsmittel, das aber wenig ertragreich war: Die meisten Leute, die er zu irgendetwas ermuntern oder auffordern wollte, waren säumig oder abweisend; das galt schon bei der Aufstellung von Diözesanreferenten, die entweder gar nichts taten oder nur widerwillig und im Minimum; auch die Bischöfe schienen weder von der Idee noch von deren Propagator besonders beeindruckt.

Bischof Besson unternahm die nötigen Auslandsreisen, um mit verwandten Gesellschaften und den Ortsbischöfen die angezeigten Grenzziehungen vorzunehmen («Œuvre d'Orient») und das Verhältnis zum holländischen «Apostolaat der Hereeniging» (Apostolat der Vereinigung, später umbenannt in «Aktie en Ontmoeting oosterse Kerken»: Aktion für die und Begegnung mit den östlichen Kirchen) zu bereinigen¹⁹. Das war ein diözesanes Werk, das in den zwanziger Jahren einen gewaltigen Aufschwung nahm und durch systematische Sammlungen erkleckliche Summen für ostkirchliche Zwecke aufbrachte. Rom hätte sich gerne diese Geldquelle gesichert und verfügte handstreichartig die Unterstellung dieses diöze-

¹⁹ P. M. J. J. KOHNEN, 'Maak dat allen één worden'. *Het Apostolaat der Hereeniging tijdens het Interbellum: voorgeschiedenis, oprichting en eerste werkzaamheden*, Doktorscriptie Katholieke Universiteit Nijmegen, Faculteit der Godgeleertheid, 1997. Man beachte auch die Ergänzungen und Korrekturen dazu in meinem Buch (wie Anm.1).

sanen Werkes unter die *Catholica Unio*, die ein päpstlich approbiertes Werk war. Den Holländern blieb nur noch ein Anteil an ihren Einnahmen zur Verteilung nach eigenem Gutdünken, der Grossteil ging nach Rom zugunsten des Griechischen Kollegs an der Via del Babuino oder zur Unterstützung der zu Rom übergetretenen syro-malankarischen Kirche in Südindien. Nach dem Zweiten Weltkrieg flaute diese Zusammenarbeit ab, Holland machte sich wieder selbstständig. P. von Galen war von der ganzen Strategie der Unterstellung völlig überrascht worden und hätte nie und nimmer gewusst, wie er die vereinigten Werke hätte leiten sollen. Die Zusammenarbeit in völlig freier Weise sollte sich später wieder eine Zeitlang einspielen.

Von Marius Besson sagt Victor Conzemius: «Besson trug aus konservativer Grundhaltung dank seiner persönlichen Ausstrahlung zur Integration der Katholiken in den Bundesstaat und durch seinen Verzicht auf sterile konfessionelle Polemik zum Frieden unter den Konfessionen bei. Nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs reaktivierte Besson die katholische Mission für Kriegsgefangene und setzte sich für einzelne Flüchtlinge und rassistisch Verfolgte ein.»²⁰

P. Augustinus «hütete» zu seinen Lebzeiten nur vier langlebige Landesektionen: Deutschland, Österreich, die Schweiz, Brasilien (und zeitweise auch Chile und Argentinien), alle anderen waren nach kürzester Zeit wieder eingegangen. In Deutschland hatte er eine unglückliche Hand, indem er dem hervorragenden P. Dr. Chrysostomus Baur OSB, der die *Catholica Unio* Deutschlands auf gute Fährte brachte und ein erstklassiger Fachmann war, einen «Landessekretär» vor die Nase setzte, der laut der vorliegenden Korrespondenz psychisch angeschlagen war, horrenden finanziellen Forderungen stellte und überhaupt nichts leistete, sodass die Übung ein paar Monate später abgebrochen werden musste. Bischof Besson, der sowieso nicht deutsche Korrespondenz pflegte, muss P. Augustin freie Hand gelassen haben und handelte sich

²⁰ HLS 2, S. 351. Vgl. auch Victor CONZEMIUS (Hg.), *Schweizer Katholizismus 1933–1945. Eine Konfessionskultur zwischen Abkapselung und Solidarität*, 2. Aufl., Zürich 2003.

dafür einen freundlich-ironischen Briefwechsel mit Kardinal Faulhaber von München ein, wo der Sitz der CU Deutschland war²¹. Der Hauptanstoß für die rasche Entlassung (entsprechend der raschen Einstellung Monate zuvor) war die Drohung der deutschen *Catholica Unio*, die ertragreichen Kollekten in den Kirchen aufzugeben und somit die Zentrale in Freiburg ihrer Haupteinnahmequelle zu berauben. Das wirkte. – Im übrigen ist auch immer wieder von Friktionen zwischen Bischof Besson und P. Augustin die Rede. Der letztere wäre aber doch unglücklich gewesen, seinen Chef verlieren zu müssen, der alles ins Werk setzte, um von seinem Amt entlastet zu werden. Die Antwort aus Rom auf das Rücktrittsgesuch Bessons lautete: Beförderung zum Konsultor der Kongregation für die Ostkirchen (1933) – das hiess noch mehr Arbeit, aber auch mehr Durchschlagskraft als Präsident der CU! P. Augustinus atmete auf.

In der Zeit, da P. Augustin und Bischof Besson (und nach ihm Bischof François Charrière) zusammen für die CU arbeiten, kann man nicht von einem finanziell blühenden Verein reden. Oft werden knapp die (äusserst bescheidenen) Spesen gedeckt, und vereinzelt gehen kleinere, bisweilen auch grössere Summen – ad hoc gespendet – nach Rom oder besser direkt an die Hilfsbedürftigen. In allen Ländern, in denen die CU wirksam ist, macht man mit der Überweisung von Geld nach Rom (womöglich via Nuntiatur) schlechte Erfahrungen: Entweder wird es gerade vom Nuntius abgefangen (in Südamerika) oder es wird in Rom anonym verteilt, sodass die Empfänger oft gar nicht wissen, woher das Geld kommt. Die Spender aber wollen sehr wohl wissen, wohin es geht, und wenn möglich auch persönliche Beziehungen aufbauen. Das geschieht beispielsweise mit südindischen Priestern, die den Spendern mit Namen bekannt sind, sodass sie sich auch kennen lernen können.

²¹ Diese abenteuerliche Episode wird in meinem Buch (wie Anm. 1, S. 296–300) ausführlich geschildert. Es wird auch erwähnt, wie dieser Mann (Dr. Hermann Joseph Wehrle) später offenbar seinen Weg fand, Priester wurde und im Zusammenhang mit den Nazi-Prozessen am 14. September 1944 durch den Strang hingerichtet wurde.

P. Augustin von Galen erweckt den Eindruck eines Priesters, der ganz vom Ziel der Einheit der Kirchen erfüllt ist. Ihm genügten der Wunsch Christi nach dieser Einheit und die vielen Aufrufe der Päpste, vor allem seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich in Richtung der Ostkirchen. Doch hält er es nicht für nötig, über die Tagesnachrichten hinaus diese Probleme theologisch zu vertiefen, und er hinterfragt das damals übliche Uniatismus-Modell (das heisst Rückkehr zum Schafstall Petri mit Unterordnung unter den römischen Pontifex) in keiner Weise. Die Zeit ist noch nicht gereift, das orthodoxe Kirchenmodell unvoreingenommen zu prüfen und seine historische Berechtigung anzuerkennen: eine Mehrzahl gleichberechtigter Kirchen unter dem «Ehrenvorsitz» des Bischofs von Rom (und solange die Kirchen getrennt sind, unter dem des Erzbischofs von Konstantinopel) mit gleichem Dogma, gleicher Liturgie (in den Grundzügen), gleichem Kirchenaufbau, aber selbstständiger Verwaltung und der Möglichkeit, das Oberhaupt selbst zu wählen (darum «auto-kephal» genannt). Die Bischöfe leiten ihr Amt nicht vom Papst ab, sondern von Christus direkt. Diese Ideen wachsen auch in der *Catholica Unio* da und dort, besonders dank dem persönlichen Kontakt mit orthodoxen und alt-orientalischen Christen. P. Augustinus scheint nie solche Kontakte gepflegt zu haben. Sein enger Bekannter aus den Ostkirchen war der Metropolit von Lemberg, Andreas Graf Scheptyckyj (1865–1944), den er schon früh kennen gelernt hatte (er hatte auch mit ihm an einer byzantinischen Liturgie teilgenommen) und mit dem er stets in Briefkontakt blieb. Dieser versuchte das Seiltanzkunststück der Treue zur östlichen Überlieferung wie zum Apostolischen Stuhl von Rom zu leben und zu fördern²².

Dass man schon früh anders über die Einheit der Kirchen denken konnte, beweist der St. Galler Priester Georg Sebastian Huber

²² C. KOROLEVSKIJ, *Métropolit A. Szeptyckyj 1865–1944*, Rom 1964; G. PROKOPTSCHUK, *Metropolit Andreas Graf Scheptyckyj. Leben und Wirken des grossen Förderers der Kirchenunion*, 2. Aufl., München 1967; A. KRAWCHUK, *Christian Social Ethics in Ukraine: the Legacy of A. Shetptytskyj*, Edmonton–Toronto–Ottawa 1997. Scheptyckyj nahm sowohl die Orthodoxen gegenüber den römisch-katholischen Polen als auch die Juden gegenüber den einmarschierten Deutschen in Schutz. Vgl. LThK, 3. Aufl., Bd. 9, S. 474.

(1893–1963), der einmal P. Augustin von Galen schrieb: «Glauben Sie im Ernst, dass nur der Orient sich bekehren müsse und dass nicht in erster Linie auch die römisch-abendländische Kirche der Umkehr bedarf? Ich sehe die erstnotwendige Vorbereitung einer künftigen Einheit in einem Gericht, das sowohl über die morgenländische wie über die abendländische Kirche wegen ihres weitgehenden Abfalls von Christus hereinbrechen muss und der gründlichen Umkehr beider Kirchen als der Frucht dieses Gerichtes.»²³ Huber hatte wegweisende Bücher geschrieben, die die Zustimmung von Otto Karrer (1888–1976) fanden, diesem Ökumeniker vor der Zeit, aber durch das Kesseltreiben selbsternannter Glaubenswächter um die «Schweizerische Kirchenzeitung» auf den Index kamen; Bischof Alois Scheiwiler liess ihn fallen, nachdem er ihn vorher noch gelobt hatte, und Bischof Josephus Meile behandelte ihn demütigend. G. S. Huber hatte im Brief an Pater von Galen übrigens noch auf eine Debatte mit Gonzague de Reynold hingewiesen, die über den Begriff der Katholizität entstanden war, die für den konservativen Adligen mit Romanität identisch war – eine stete Versuchung bis in die heutige Zeit.

Im Übrigen war P. Augustin sehr seiner Familie verbunden. Das Archiv der CU in Freiburg i. Ü. hütet 497 Briefe an seine Familie aus den Jahren 1897 bis 1920, also gerade bis vor der Gründung des «Ukrainischen Religionskomitees». Dr. Alfred Felbinger, von dem später noch die Rede ist, hat seinerzeit das gesamte Briefcorpus von P. Augustin zur Verfügung gehabt und registriert und auch eine Biografie vorbereitet, doch ist ausser den erwähnten Briefen nichts mehr vorhanden, weder Originale noch Regesten. Die weiteren im Archiv der CU vorfindlichen Briefe gehören zur «Geschäftskorrespondenz» und sind häufig Rund-(Bettel-)Briefe, mühsam mit Schreibmaschine und Kohlenpapier und erst später mit eigenem Apparat vervielfältigt. Über seine eigene Persönlichkeit war P. von Galen seltsam wortkarg, man muss sie aus seinen

²³ Zitiert in meinem Werk (Anm. 1), S. 357f. Ich verweise hier auf die unveröffentlichte Liz.-Arbeit von Konrad BAUMGARTNER, *Georg Sebastian Huber (1893–1963). Ketzer oder Prophet? Eine Arbeit wider das Vergessen*, Univ. Freiburg i. Ü. 1999.

Handlungen und den bei andern Leuten hervorgerufenen Reaktionen erschliessen.

Der Nachfolger: ein Freiburger Landpfarrer

Die letzten Jahre seines Lebens waren für P. Augustinus sehr mühselig; die körperlichen und geistigen Kräfte nahmen langsam ab. Der zuständige Generalpräsident, seit 1946 Bischof François Charrière, sah die schwierige Situation und stellte P. von Galen einen Sekretär bei, Conrad Fischer, Pfarrer von Wallenried, einem kleinen doppelsprachigen Dorf in der Nähe von Freiburg. Als P. von Galen am 2. September 1949 starb, war es nur noch eine Formsache, dass Conrad Fischer sein Nachfolger wurde. Immerhin wurden sämtliche Bischöfe der Schweiz angefragt, ob ihnen der Kandidat genehm sei!

Conrad (gemäss Familienregister der Gemeinde Konrad Friedrich) Fischer wurde am 24. Februar 1893 in Grosswangen LU als Sohn des Konrad, von Grosswangen gebürtig, und der Monika geb. Piller von Plaffeien FR geboren²⁴. Er hatte noch eine ältere Schwester. Conrad besuchte das Kollegium St. Michael in Freiburg, liess sich in der Diözese Lausanne-Genf (ab 1924 auch Freiburg) inkardinieren und wurde am 12. Juli 1920 zum Priester geweiht. Bis 1936 wirkte er in Châtel-St-Denis, zuerst als Vikar, dann als Lehrer und schliesslich Direktor der Sekundar- und Lateinschule. Am 13. August 1936 wurde er als Kaplan nach Wallenried berufen. Als die Kaplanei 1940 zur Pfarrei erhoben wurde, konnte Conrad Fischer auch zum Pfarrer befördert werden. Mit ihm nach Wallenried zog auch seine 1857 geborene Mutter, die jedoch einige Zeit nachher verstarb.

Die Stelle war nicht auslastend, und so konnte Fischer mehrere andere Aufgaben im Dienste der schweizerischen Kirche überneh-

²⁴ Ich danke Advokat und Notar Hermann Bürgy für genealogische Nachforschungen über Conrad Fischer.

men, etwa als Redaktionssekretär der pastoraltheologischen Zeitschrift «Anima», die Prof. Dr. Xavier von Hornstein gegründet hatte, oder als Sekretär im Informationsprozess zur Seligsprechung der Gründerin der Ingenbohler Schwestern, Maria Theresia Scherer. Fischer war perfekt zweisprachig (deutsch und französisch), dazu kam noch italienisch (und vielleicht andere Sprachen). Er war musikalisch, spielte Klavier und Violine und war gastfreundlich, finanziell aber eher bescheiden gestellt. In einem Nachruf wird ihm «Schärfe des kritischen Blickes», «Ehrlichkeit des abwägenden Wortes» und eine «bewundernswerte, ganz tiefe Liebe zur heiligen katholischen Kirche» bezeugt²⁵.

Die Schärfe des kritischen Blickes zeigt sich in seinen literarischen Arbeiten. So publizierte er 1942 bei Benziger «Das Geheimnis des Schwertes. Kampf und Sieg des Artillerieleutnants Ernest Psichari»; kein Geringerer als Gonzague de Reynold stellte dem Buch ein Vorwort voran. Das Suchende und Kämpferische an diesem Konvertiten (1883–1914) – Psichari war Enkel von Ernest Renan von der Mutter her [er bekam auch dessen Vornamen] und wurde auf Drängen seiner Grossmutter väterlicherseits orthodox getauft, war aber völlig glaubenslos aufgewachsen – muss es ihm angetan haben²⁶. Sieben Jahre später gab er bei Otto Walter in Olten eine Übersetzung aus den «Approximations» von Charles Du Bos (1882–1939) heraus unter dem Titel «Der Weg zu Goethe». Unermüdlich hat er weitere Übersetzungen und Werke geplant, aber nicht mehr verwirklichen können.

Die Schärfe des kritischen Blicks bewährte sich besonders bei der klaren Einschätzung der Lage der *Catholica Unio*, die er nun als Generalsekretär zu betreuen hatte. Er musste und wollte den Kontakt mit früheren Landesektionen wieder aufnehmen, zunächst mit den vom Krieg arg heimgesuchten Ländern wie Deutschland und Österreich, aber auch mit dem eher locker verbundenen Holland. Er reiste überall hin und pflegte die Kontakte

²⁵ Im Nachruf von Alfons M. Mitnacht, dem Landessekretär der CU Deutschland, in: *Catholica Unio* 23 (1955), Nr. 2/3, S. 20.

²⁶ Heute ergibt sich aufgrund neuerer Forschungen ein bedeutend differenzierteres Bild: Frédérique NEAU-DUFOUR, *Ernest Psichari. L'ordre et l'errance*, Paris 2001.

weiterhin brieflich. Die Landessektionen in den kriegsversehrten Ländern hatten es nicht leicht, insbesondere weil die Kongregation für die orientalischen Kirchen ihnen keine besondere Aufmerksamkeit, geschweige denn konkrete Hilfe zuwandte. Fischer versuchte auch, die südamerikanischen Sektionen, die den Krieg überdauert hatten, wieder neu zu beleben.

Vor allem aber wollte Conrad Fischer den christlichen Orient selber kennen lernen. Er begnügte sich nicht mit dem frommen Wunsch des Hl. Vaters auf Wiedervereinigung der getrennten Brüder, sondern wollte sich an Ort und Stelle ein Bild machen. Trotz bereits angegriffener Gesundheit brach er am 25. April 1954 auf, zunächst nach Ägypten, dann nach Jerusalem, wo er an Pfingsten ankam (6. Juni). Er besuchte dann noch den Libanon und Jordanien (vielleicht auch Syrien), eine Rückkehr nach Israel war nicht mehr möglich; der Diebstahl der Briefftasche und erneute gesundheitliche Beschwerden veranlassten ihn, am 5. Juli den Rückflug anzutreten. Nun wollte er seine Erkenntnisse, Erlebnisse und Erfahrungen auswerten; es reichte noch zu einem Reisebericht in einigen Nummern der landeseigenen Zeitschrift «Catholica Unio», aber die alte Krankheit packte ihn erneut und stellte sich schliesslich als Knochenkrebs heraus. Vom Dezember bis zu seinem Tod am Ostersonntag (10. April) 1955 weilte er im Viktoria-Spital in Bern; er leitete noch das Sekretariat durch Briefeschreiben und Diktieren, allzu gerne hätte er einen Nachfolger in die Arbeit eingeführt; doch zuletzt demissionierte er, als er zu jeglicher Arbeit unfähig wurde. Auf einem Besuch bei ihm konnte ich ihn erleben in seinem ungebändigten Temperament. Die Krankheit beschrieb er klaglos, aber zwei Erfahrungen hatten sich ihm auf der Orientreise eingeprägt: die unheilvollen Auswirkungen der Latinisierung und «Verrömerung» der orientalischen Kirchen und der hohe Nutzen der verheirateten Priester. Die Invektiven gegen den römischen Priesterzölibat könnten sehr wohl auch existentielle Ursachen bei ihm gehabt haben, nicht nur kühle kirchenrechtliche oder ekklesiologische Überlegungen.

Die Ehrlichkeit des abwägenden Wortes wurde schon im Vorgehenden deutlich. Manchmal war das Wort aber mehr ehrlich als abwägend; so ist überliefert, dass er sich bisweilen in internationalen

Gremien sehr offen geäußert hat, was nicht nach jedermanns Geschmack war. Einmal sagte er einem für Ostkirchenbelange sehr eifrigen deutschen Priester nach, er strebe sowieso nur nach der Archimandriten-Würde (heute Ehrenprädikat für verdiente Geistliche, früher Abts-Titel). Er war aber auch rasch bereit, sich wieder zu entschuldigen. Der Zorn- und der Begehr-Trieb waren in ihm ganz deutlich ausgeprägt.

Die Liebe zur Kirche ist auch eindeutig, aber es war eine weniger duldende als jene von P. Augustin von Galen, sondern eine ungeduldige, fordernde (stark auch gebende). Auch er hing noch dem alten Prinzip der Rückführung der orientalischen Christen in «unierte» Kirchen an (ganz deutlich in seinen Berichten aus Ägypten), hatte aber eine sehr offene und aufmerksame Haltung gegenüber den Orthodoxen und Alt-Orientalen ohne römische Arroganz. Sehr traurig stimmte ihn das geringe Interesse seiner geistlichen Mitbrüder an den Ostkirchen; er unternahm mehrere Propaganda-Anläufe mit Faltblättern und Zeitschriften-Nummern.

Diese Persönlichkeit mit Ecken und Kanten geriet nun an einen österreichischen Studenten, der ihm als Sekretär geeignet schien.

Das schwierige Genie Alfred Felbinger

Ein Österreicher aus einfachen Verhältnissen, geboren am 26. November 1915 in Villach, lernte während des Krieges in Paris die östlichen Kirchen kennen, deren Gottesdienste er dort besuchte; er begann seine Studien in Innsbruck und studierte in Freiburg i. Ü. weiter. Er hatte einen Freiplatz bei den Kanisius-Schwestern und lernte dort bei Tisch mehrere bedeutende Persönlichkeiten kennen. Am 8. März 1947 doktorierte er in Allgemeiner Geschichte, Altphilologie, historischen Hilfswissenschaften und Journalismus. Dann setzte er seine Studien fort.

Alfred Felbinger besuchte im Mai 1947 P. Augustin von Galen, ohne dass dort schon ein Wort von der *Catholica Unio* fiel. Beim zweiten Besuch im April 1948 erfuhr er, dass die Redaktion der Zeitschrift «Catholica Unio» soeben in die Hände von Pfarrer

Conrad Fischer übergegangen sei; Alfred Felbinger wandte sich an ihn, der ihn freudig als ersten Mitarbeiter begrüßte. Von da an redigierte Felbinger die Zeitschrift weitgehend selbstständig mit einer Unzahl von Nachrichten aus dem Osten, aber auch eigenen Artikeln. Dem Sekretär des Generalsekretärs stand eine kleine monatliche Vergütung zu, die vor allem wichtig wurde, als er in Rom seine Studien fortsetzte, wo er unter anderem das Lizentiat in Ostkirchen-Wissenschaften erwarb (am Collegium Orientale). Von dieser Zeit an häufen sich die Missverständnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; der zweite beklagt sich über unregelmäßige und unzureichende Geldüberweisungen, der erste wird oft selbst kaum genügend Geld gehabt haben, und über die Effizienz des Geldpostwesens in Italien in den ersten Nachkriegsjahren kann man ja ruhig im Zweifel sein. (Ich habe noch 1958 beim Versuch, mich in Rom zu immatrikulieren, meine blauen Wunder mit Bürokratie und Geldwesen erlebt). Die Briefe häufen sich, schliesslich wendet sich Felbinger an das bischöfliche Ordinariat, wo man eher einem bestandenen schweizerischen Geistlichen als einem renitenten österreichischen Stipendiaten Glauben schenkt; die Briefe werden lang und länger (Dutzende von Seiten, manche auch Lateinisch, weil Felbinger mit Recht vermutet, auf der bischöflichen Kurie seien nicht alle des Deutschen ausreichend mächtig).

Das Arbeitsverhältnis wird in der bischöflichen Kanzlei mit Bitterkeit aufgelöst, und Alfred Felbinger verschwindet aus Freiburg. Doch hat man sich dort entschlossen, ihm keine weiteren Schwierigkeiten durch negative Zeugnisse zu bereiten, darum lauten sie für alle künftigen in Aussicht genommenen Arbeitgeber (und es melden sich immer wieder solche, zuerst an Universitäten, dann an privaten oder öffentlichen Schulen) stets positiv, höchstens mit der Mahnung, die Besoldungsangelegenheiten vorher schriftlich zu regeln. Wenn man die ungeheuren Kenntnisse, die Formulierungsgabe, die kritische Sichtung der Dokumente in Anschlag bringt, dann waren die guten Zeugnisse auch durchaus berechtigt. Die Schwierigkeiten hatten besonders mit seinem Charakter zu tun. Ich füge hier einen Bericht eines langjährigen Freundes von Felbinger an, der mir auf meine Publikationen hin folgendes über ihn schrieb:

«Alfred war ein ambivalenter Typ. Er war einer der gescheitesten Menschen, denen ich begegnet bin. Sein enormes Wissen, seine Beschlagenheit in theologis ... all das hat mich tief beeindruckt. Leider gehörte er zu jener species von tragischen Persönlichkeiten – aus der Bahn geworfen. Sicher trug dazu sein in mancher Beziehung schwieriger Charakter bei – er war mehr ein «Einsiedler» als ein kooperativer Mensch –, in der Kommunität wie auch in der Zusammenarbeit kompliziert.

Ich habe es immer bedauert, dass ein so gescheiter Mann mit so vielen Fähigkeiten sein Dasein mit Schulstunden fristen musste. Er hätte an eine Uni gehört – wissenschaftliche Forschung wäre sein Metier gewesen. Unter dieser Unterforderung hat er sicher gelitten. Dazu dann persönliche Unerfülltheit – eigentlich wollte er ja Theologe/Geistlicher werden. Er hat wohl nie den richtigen Weg gefunden. Am Schluss hat er noch geheiratet. Irgendwie war er ein Chaot, «verschlamp» – im harmlosen Sinn – als Junggeselle – eben bemitleidenswert. Er war wirklich ein sehr komplexer Charakter – gutmütig, hilfsbereit – ein «guter Kerl», sicher impulsiv, aber auch ein Melancholiker (und Choleriker), eine pia anima sui generis – ein tragischer Fall alles in allem. Nur Gott weiss, warum ihm dieses Los beschieden war.»²⁷ Am 14. Dezember 1975 starb er in Kassel nach jahrelanger Krankheit und Frühpensionierung, verbittert (auch über die Entwicklung der Kirche) und verängstigt.

Die Trennung von Generalsekretariat und Nationalsektion Schweiz

Seit Anbeginn fielen diese beiden Aufgaben zusammen. Auch Conrad Fischer hatte – wenn es um die Schweiz ging – bisweilen Konflikte mit seinem Vorgesetzten, Bischof François Charrière. Es ging Fischer vorwiegend darum, die Schweizer Bischöfe mehr für

²⁷ Brief von Dr. Alto Schwaiger, alt-kath. Pfarrer in Moosburg an der Isar, vom Dreifaltigkeitssonntag 2004. Sein Urteil deckt sich völlig mit meinen Eindrücken, die ich in jahrelanger Bekanntschaft mit Alfred Felbinger gewinnen konnte.

die Aufgaben der CU zu interessieren und zu engagieren, aber sein Bischof war ihm kein effizienter Fürsprecher, ja er untersagte ihm eine bereits angekündigte und mit ihm früher vereinbarte Kollekte. Fischer ist ein unermüdlicher Mahner und Bettler, Bischof Charrière eher zurückhaltend und mit anderen Aufgaben voll eingedeckt. Man kann nicht von einem besonders engen oder auch nur wohlwollenden Verhältnis zueinander sprechen. Nach dem Tode von Pfarrer Fischer setzte Bischof Charrière die jeweiligen Direktoren des Justinuswerks, das er selber gegründet hatte (ein Konvikt für ausländische Studenten, vor allem aus anderen Kontinenten), zu Generalsekretären ein; sie gehörten dem Augustinerorden an und waren deutscher Nationalität. Zugleich setzte er in Prof. Dr. Raymund Erni (1907–1980) von der Theologischen Fakultät Luzern einen Landessekretär für die Schweiz ein. Dieser war ein ausgezeichnete Kenner der Ostkirche und sollte sich als kompetenter Leiter der CU erweisen. Noch aber musste die (finanzielle und organisatorische) Trennung formell vollzogen werden; das geschah am 27. Oktober 1958 in Luzern. Bischof Charrière blieb Generalsekretär der *CU Internationalis*, wie man sie später inoffiziell oft nennen sollte, während für die Schweiz ein Landespräsident vonnöten wurde: zunächst die Bischöfe Franziskus von Streng und Anton Hänggi von Basel, dann Johannes Vonderach von Chur. Sie hinterliessen keine Spuren in der CU, der letztere fehlte oft unentschuldigt an den Anlässen. Nach siebenjähriger Tätigkeit von Abt Georg Holzherr von Einsiedeln nahm Weihbischof Peter Henrici die Zügel fest in die Hand und führte den Verein im Jahre 2003 auch zu einer Statuten- und damit Organisationsänderung.

Freiburg weiterhin Sitz der CUI

Freiburg war 1927 aus praktischen Gründen als Sitz der CUI gewählt worden, und so blieb es bis heute, obwohl das nicht statutarisch festgelegt ist. Mgr. Charrière leitete die CU bis zu seinem Rücktritt 1970 (er starb 1976). Mgr. Pierre Mamie wurde sein

Nachfolger auch im Präsidium der CU. Die Übergabe des Generalsekretariats an die Augustiner im Justinuswerk brachte manchen raschen Wechsel mit sich, bis 1975 in P. Gregor Hohmann ein von innerem Feuer erfüllter Generalsekretär das Ruder in die Hand nahm und das Schiff wieder flott machte. Er und der Ortsbischof Pierre Mamie bildeten zusammen ein ideales Team, das auch 1983 die Statuten wieder zeitgerecht erneuerte, indem man sie an die Erkenntnisse und Beschlüsse des Zweiten Vaticanums anpasste. Es ging nicht mehr darum, wie es in den Statuten von 1924/27 gesagt wird, «die vom Hl. Stuhl getrennten orientalischen Christen zur Einheit der katholischen Kirche zurückzuführen», auch nicht – wie es 1934 heisst – «vor allem und speziell [...] dem einheimischen orientalischen Klerus jeglichen Ritus in der Ausbildung behilflich zu sein und so wirksam zur Rückkehr der Dissidenten zur Einheit der Kirche beizutragen».

Es heisst nun neu:

«Art. 2:

Ziel des Werkes ist

- a) Die Weckung des Interesses für die Orientalischen Kirchen, der katholischen wie der nichtkatholischen; das Kennenlernen ihrer Eigenarten und Probleme; die Schaffung eines Klimas der gegenseitigen Annäherung,
- b) die Unterstützung der religiösen und karitativen Werke Orientalischer Kirchen,
- c) das Anregen, Ermutigen und Beitragen zur Erweckung und Pflege von Priester- und Ordensberufen in den Orientalischen Kirchen, und zwar durch die Förderung der örtlichen Seminare und durch die Errichtung von Studienbursen.

Art. 3:

Diese Ziele sollen erreicht werden

- a) durch die Einladung der Gläubigen zum Gebet für die Einheit der Kirche,
- b) durch orientalische Liturgiefeiern für die Gläubigen des lateinischen Ritus als Einführung in den Geist der Ostkirchen,
- c) durch die Veranstaltung von Konferenzen über die orientalischen Kirchen in den Priesterseminaren, Klöstern, Pfarreien und anderen Gemeinschaften;

- d) durch die Herausgabe von Zeitschriften und speziellen Veröffentlichungen (Tonbilder usw.),
- e) durch Zusammenarbeit bei den pastoralen Aufgaben der orientalischen Bischöfe, Priester und Laien.»

Der etwas holperige Text hat damit zu tun, dass das Original auf Französisch entworfen wurde und offenbar keinen sehr gewandten Übersetzer fand. Einige Formulierungen würde man heute auch nicht mehr verwenden. Doch sind die Statuten als Wegweisung nützlich geblieben und haben sich bewährt.

Jeglicher Proselytismus ist also nun verbannt, es geht nicht mehr darum, die andern zu bekehren, sondern ihnen schlicht zu helfen, seien sie nun orthodoxe oder mit Rom in *Communio* stehende Ostchristen.

Von 1977 an fanden jährlich Generalversammlungen statt, die in der Regel vier Tage (mit Hin- und Rückreise-Tag) dauern, stets in einem anderen Land (ausser den eigenen Ländern in Frankreich, Italien, Slowenien, Polen, Holland), immer auch mit der Nebenabsicht, die dortigen ostkirchlichen Einrichtungen kennen zu lernen.

P. Gregor Hohmann blieb Generalsekretär, auch als er aus ordensinternen Gründen eine Stelle in Deutschland (bei München) antrat. Als er aber 1993 unvermittelt das Sekretariat der CU Deutschlands übernehmen musste (der Vorgänger war noch jung gestorben), trat ein Laie an seine Stelle (der Verfasser dieses Aufsatzes), der das Amt sieben Jahre innehatte. Seine Haupt-Neben-Aufgabe – neben den täglichen Geschäften – war es, die Geschichte der CU aufzuarbeiten, um sie zum 75-Jahr-Jubiläum präsentieren zu können. Man dachte an eine Broschüre, aber Kurzfassungen waren schon seit Jahrzehnten immer wieder voneinander abgeschrieben worden; es war an der Zeit, eine Geschichte aus den Originaldokumenten heraus zu erarbeiten. Das geschah durch Forschungen in den kirchlichen Archiven in Wien, Rom und Freiburg i. Ü., dem Wohnort des neuen Generalsekretärs; er war mit der CU schon seit seiner Gymnasialzeit in St. Gallen vertraut gewesen, hatte Korrespondenz mit P. von Galen geführt und Pfarrer Conrad Fischer schon 1949 kennen gelernt. Verschiedene Gründe verhinderten ein rechtzeitiges Erscheinen der geschichtlichen Studie, doch konnte dann 2002 ein umfangreiches Werk vor-

gelegt werden, das in der wissenschaftlichen Welt eine freundliche Aufnahme fand²⁸. Zum achtzigjährigen Bestehen kam dann auch die von vielen erwünschte illustrierte Kurzfassung heraus²⁹.

Der Nachfolger von Bischof Mamie, Mgr. Amédée Grab, war noch zu dessen Amtszeit – als Weihbischof in Genf – zum Generalpräsidenten der CU bestellt worden; er behielt dieses Amt auch bei, als er – was in der Schweiz sonst ganz unüblich ist – nach Chur versetzt wurde, um die dortige verfahrenere Kirchensituation in Ordnung zu bringen. Nach einigen Jahren erwog man eine Rückkehr des Präsidentensitzes nicht gerade in die Stadt Freiburg, aber doch in die Diözese: Ab 2001 wurde Weihbischof Pierre Bürcher mit Sitz in Lausanne zum Generalpräsidenten erkoren. Mit ihm wechselte auch der Generalsekretär, der wieder – wie P. von Galen – Benediktiner war, Pater Kilian Karrer aus dem Kloster Mariastein. Und zu guter Letzt wurde der Generalpräsident wieder zum Mitglied der Kongregation für die Ostkirchen ernannt (am 14. Juni 2004). Die CU hatte das Glück, dass sie mit Marius Besson und ab Pierre Mamie engagierte Generalpräsidenten hatte, die das Amt nicht als lästige Störung empfanden, sondern als Bereicherung, und die auch bereit waren, ihm ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Mgr. Bürcher hat zudem schon aus früheren Zeiten persönliche, freundschaftliche Beziehungen zum christlichen Osten, sodass er in seiner Doppelfunktion als Generalpräsident der CU und als Konsultor der Ostkirchen-Kongregation am besten Platz ist.

Die Beziehungen zwischen der *Catholica Unio Internationalis* und Freiburg sind nicht mehr so eng wie zur Zeit der Verlegung des Sitzes an die Saane. Damals arbeitete der Generalsekretär noch unter der direkten Oberaufsicht des Generalpräsidenten und stützte

²⁸ Vgl. Anm. 1. – Die wichtigsten Besprechungen: Rolf Weibel in: Schweiz. Kirchenzeitung 171 (2003), H. 3, S. 26–27; Victor Conzemius in: NZZ Nr. 80 vom 5./6.4.2003, S. 93 (u. d. T. Zwischenkirchliche Solidarität im Wandel. Die Catholica Unio als Brücke zu den unierten Ostkirchen; Hubert Kaufhold in: Oriens Christianus 87 (2003), S. 274–276; C. Simon in: Orientalia Christiana Periodica 69 (2003), Fasc. II, S. 507–510; Heinz Gstrein in: G2W (Forum für Religion und Gesellschaft in Ost und West) 30 (2002), H. 7/8, S. 43; Kilian Karrer in: Der Christliche Osten 59 (2004), H. 1, S. 47–50; Joseph Leisibach in: Freiburger Geschichtsblätter 80 (2003), S. 190–192.

²⁹ Der Christliche Osten 59 (2004), H. 2, S. 84–131.

sich für die finanzielle und administrative Arbeit auf die bischöfliche Kanzlei. Heute hat das Generalsekretariat keine finanziellen Befugnisse mehr, und die Arbeit des Generalsekretärs kann mit einigem Zeitaufwand noch von einer Person allein erledigt werden. Die elektronischen Medien ermöglichen einen raschen Gedanken- und Schriftenaustausch, und notfalls trifft man sich auch leicht zu einem persönlichen Gespräch. Freiburg ist auch nicht mehr jene Stadt von 1927, weder Universität noch Verlagswesen noch Zeitungen sind in straffer kirchlicher Hand. Die Universität rühmt sich nicht mehr ihres katholischen Charakters, sondern ihrer Zweisprachigkeit, das frühere Logo, das den christlichen Bezug verdeutlichte, wurde ersetzt durch eines, das sich an die Fassadengestaltung des Gebäudes anlehnt (Verlagerung vom Inneren ins Äussere?). Zum Glück konnte die an der Universität Freiburg seit 1900 gelehrte Ostkirchenkunde (eingeführt von Prinz Max von Sachsen) gerettet werden, sie wird weiterhin kompetent vertreten und vornehmlich durch Gastdozenten aus vielen Ländern betreut; das «Institut für ökumenische Studien» hat weitverzweigte Beziehungen zu Hierarchen und Wissenschaftern in orthodoxen Ländern und pflegt enge Zusammenarbeit mit orthodoxen Zentren und Lehrstätten (zum Beispiel Chambésy bei Genf und St-Serge in Paris); es hat zudem das alte Logo der Universität zum Logo seines Instituts gemacht. Die «Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte» hat sich umbenannt in «Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte», wird aber immer noch von der «Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte» herausgegeben. Sie war 1907 vom Schweizer Historiker Albert Büchi (mit-)begründet und von da an bis zu seinem Tod 1930 redigiert worden. «Kirche» müsste ja nicht mit der Institution allein identifiziert werden (wie man spätestens seit dem Zweiten Vatikanum weiss), eine Namensänderung impliziert immer auch eine Geistesänderung.

Verlage sind eingegangen (Kanisius-Verlag) oder haben sich zurückdimensioniert (Universitätsverlag zu Academic Press), von einer kirchlichen Beeinflussung der zwei Tageszeitungen ist keine Rede mehr, der internationale Charakter der Stadt ist ihr aber erhalten geblieben, bis in den Eishockeyklub hinein, von der Uni-

versität ganz zu schweigen samt ihrem jährlichen Europatag³⁰. Kultur hat es dennoch nicht immer leicht, vor allem nicht in Zeiten der Sparnotwendigkeiten.

Die CUI selbst beginnt den abflauenden Enthusiasmus für ostkirchliche Fragen und Probleme zu spüren – dabei wären diese dringendst in die Erinnerung zurückzurufen: Was im Nahen Osten geschieht, dürfte gerade einen Christen nicht unberührt lassen. Die CUI, so bescheiden sie sich heute mit ihren drei Landesektionen ausnimmt, ist immerhin ein Teil der ROACO, der «Riunione delle Opere di Aiuto per le Chiese d'Oriente» (Vereinigung der Hilfswerke für den christlichen Osten), die etwa vierzig Organisationen umfasst und jährlich zweimal am Sitz der Ostkirchenkongregation tagt.

Die eher geringen Unterstützungen, die die drei Länder aufbringen können, sind im Orient höchst willkommen und bilden eine wichtige Hilfe in kleinen und grossen Projekten. Die geschäftlichen Beziehungen (für die Schweiz von einer Geschäftsstelle in Luzern wahrgenommen, die zugleich den Heiligland-Verein und das Kinderspital Bethlehem betreut) führen oft zu engen persönlichen Beziehungen, die Voraussetzungen sind zu einem gelebten, übernationalen Kirchenbewusstsein, das die engen Zaunpfähle des eigenen Landes überschreitet.

Das Anliegen der Einheit der Kirchen ist zu ernst, als dass es vor lauter Nabelschau (etwa des so genannten schweizerischen Katholizismus) verloren gehen dürfte. Die früh schon einsetzende Entfremdung mit den späteren Trennungen – die ost-syrische (assyrisch-chaldäische) Tradition schon vor dem Konzil von Ephesus 431, die west-syrische (jakobitische), koptische, armenisch-apostolische Kirche im Nachgang zum Konzil von Chalkedon 451, die byzantinische Kirche nicht so sehr, wie man oft liest, 1054 anlässlich des persönlichen Bannfluchs eines päpstlichen Legaten und eines ökumenischen Patriarchen, als vielmehr im Gefolge des misslungenen Einheits-Konzils von Ferrara-Florenz 1439–1444 – alle diese

³⁰ Claudio FEDRIGO, Carmen BUCHILLER, Hubert FOERSTER (Hg.), *Freiburg auf den Wegen Europas – Fribourg sur les chemins de l'Europe*, Freiburg 2000 (im Rahmen der «25. Europatage der Universität Freiburg») – eine ausgezeichnete Zusammenfassung aus erster Hand.

Trennungen rufen nach Rückkehr zur Einheit. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat man in Gesprächen viele Erfolge erzielt und viele Rückschläge erlitten, es spielen zu viele politische und psychologische Elemente in die theologischen Überlegungen hinein. Die bisherigen «Unionen» haben nicht zu eitel Freude geführt, sondern nur neue Probleme aufgeworfen, obwohl man sie ja doch wohl nicht rückgängig machen kann. Es bleibt noch viel zu tun, wenn man auf dem Weg weiter kommen will³¹.

In dieser Richtung hat die *Catholica Unio*, mit Sitz in Freiburg, tüchtig vorgespurt. Leider wirkt der 1924 von Rom verliehene Name auf Orthodoxe (und andere Christen) nicht Vertrauen erweckend, denn mit dem lateinischen Wort ist das slavische «Unia» verwandt, das stets die Abtrennung eines Teils der orthodoxen Kirchen zugunsten eines Übertritts in die römisch-katholische «Universal-kirche» meint; umgekehrt wirken die Wörter «unierte» Christen, «Uniaten», «Uniatismus» auf die Betroffenen beleidigend, da sie sich (zumindest heute) freiwillig zur Kirche Roms bekennen, innerhalb der sie sich allerdings mehr Selbstständigkeit analog zu den orthodoxen auto-kephalen Kirchen wünschen. Es gibt noch viel Aufklärungsarbeit in den Kirchen zu leisten, um sie über die üblichen Vorurteile hinaus- und zu einer offenen Begegnung zu bringen ohne Hintergedanken. *Catholica Unio* hat diesbezüglich ein gutes Gewissen und wird von Kennern entsprechend eingestuft³².

³¹ Ich verweise auf die Studien des emeritierten Wiener Professors Ernst Christoph SUTNER, *Das wechselvolle Verhältnis zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens im Verlauf der Kirchengeschichte*, Würzburg 1996; DERS., *Die Ostkirchen. Ihre Traditionen, der Verlust unserer Einheit mit ihnen und die Suche nach Wiedererlangung der Communio*, Würzburg 2000; DERS., *Schismen, die von der Kirche trennen, und Schismen, die nicht von ihr trennen*, Freiburg 2003 (= Ökumenische Wegzeichen, No. 15); DERS., *Wandel im Verständnis von Schisma und Union. Von Bischof Cyprian von Karthago bis ins 20. Jh.*, in: *Orientalia Christiana Periodica* 69 (2003), II. Fasc., S. 267–285.

³² An die Öffentlichkeit tritt sie vor allem durch ihre Zeitschriften bzw. Rundbriefe: *Der Christliche Osten* (Würzburg), *Christlicher Osten* (Salzburg) und *Catholica Unio* (Luzern).